

## Kunst o. Leben?



Monika Rittershaus

«Die Gezeichneten» sind am Opernhaus ein ziemlich pessimistischer Schocker über das Leben und die Kunst.

Erst sammelt er Kunst, dann wird er Kunst. Und in beiden bleibt er Aussen-seiter. Alviano Salvago in Franz Schrekers Oper «Die Gezeichneten» nützen sein Reichtum und sein Kunstsinn nichts. Musikalisch zwischen grösstem spätromantischem Schwelgen und der Moderne, inhaltlich psychologisch hochaufgeladen läuft das Drama dieses verkrüppelten Getriebenen von 1915 ab. Die Inszenierung von Barrie Kosky, der am Opernhaus schon mehrfach für Highlights gesorgt hatte, kürzt die Partitur um fast eine Stunde und sie macht aus dem hässlichen, buckligen Protagonisten einen handlosen Glatzkopf mit Kunstsammlung als Kompensationshandlung. John Daszak gestaltet ihn plastisch und mit fantastischer Textverständlichkeit, vor allem aber mit grosser szenischer Wucht – auch wenn er nur noch in Unterhosen und verschmiert von Lehm und Blut singen muss.

### Alptraum

Vor der Pause dominieren ein gutes Dutzend marmorweisse Skulpturen die Bühne – ein langer Anlauf, bis Alviano als Kunstwerk auf den Sockel gehoben wird: Die Liebe von Carlotta (der grossartigen Cathrine Naglestad) hat ihn verändert. Aber nur ihn und nicht die Machtgesellschaft um ihn herum. Und auch nicht sie, die mit dem Bariton (Thomas J. Meyer) abhaut. Der Chor beklatscht Alviano wie ein Vernissagen-Objekt. Oder bildet er sich das alles jetzt nur ein? Hier wird die Inszenierung doppelbödig, ja bedrohlich, sie bekommt jene psychologische Fallhöhe, die die Musik vorgibt. Was Schreker 1914 an menschlichen Abgründen in sein Werk komponierte, kann heute noch erschrecken – gerade wenn das orchestral so sinnlich und opulent, gleichzeitig aber auch die Modernität so hörbar machend interpretiert wird wie vom Zürich-Debütanten Vladimir Jurowski am Pult. So kann die Musik süchtig machen, die Inszenierung gibt zu denken dabei. (tg)

«Die Gezeichneten», bis 23.10., Opernhaus, Zürich.

## Lebenslust



Hajo Schüler

Die Abdankverweigerung von Clownerin Hanna wird in «Gaia Gaudi» zuletzt zu einer Feier des Lebens.

Gardi Hutter alias Hanna stirbt den Julia-Tod, erweckt die Venus von Willendorf zu Leben, herrscht als Karokönigin über Wunderland und erledigt ganz nebenher auch noch Mutterpflichten. «Gaia Gaudi» von Gardi Hutter & Co ist ein Familienstück in mehrfacher Hinsicht. Der Musikersohn Juri Cainero, die Sängerintochter Neda Cainero und die Tänzerinnenschwiegertochter Beatriz Navarro bedrängen die weltberühmte Clownerin bei ihrer Alleinpräsenz auf der Bühne, wie sie auch die ihnen eigenen Kunstformen gerne in den Vordergrund stellen, wäre da nicht die störrische Weigerung der Figur Hanna, ihren unabwendbaren Gang in den Hades endlich zu akzeptieren und ihn nun endlich auch brav zu gehen. Das Totentrommeln von Geiervögeln, die Bissigkeit eines dreiköpfigen Hydra-Clowns und die Spiegelvorhaltung durch die Vervielfachung Hannas genügen alle allein nicht, um sie davon zu überzeugen, dass ihre Anwesenheit nicht mehr vonnöten ist. Die Folgegeneration ist in der Wahl ihrer Mittel nicht eben einfalllos. Eine Art Fanfaren in Tonnen erzeugen ebenso eigenartige Klänge wie um den Oberkörper gewickelte Sanitärrohre in der Funktion von Blasinstrumenten. Die Stimmen erinnern an homerische Sirenen und locken, derweil ein Tanz die Beschwörung optisch versinnbildlicht. Doch Hanna bockt. Diese Anlage schafft das ideale Gefälle, um Gardi Hutter Steilvorlage an Steilvorlage zuzuspielen, damit ihre Hanna – etwas schwer von Begriff und eher bescheiden flink akrobatisch – auf der komischen Klaviatur einer Clownerin (so die selbstgewählte Berufsbezeichnung Gardi Hutters) eine virtuose Grossleistung präsentieren kann. Als es dann e-n-d-lich geschafft ist – Deckel zu, Clownerin tot – verkehrt sich die Totenfeier in pure Lebensfreude, wie sie von Fahrdenmusik so ansteckend verströmt wird, dass Hanna damit liebäugelt, ihre letzte Entscheidung vielleicht doch noch einmal rückgängig zu machen... froh.

«Gaia Gaudi», bis 21.10., Theater Hechtplatz, Zürich.

## Münchhausin



Alicia Olmos Ochoa

Die Aufmunterungsliste für die schwermütige Mutter wird zuletzt zur eigentlichen Rettung der Verfasserin.

Das Kellertheater Winterthur ist für «All das Schöne» von Duncan Macmillan ein sehr grosszügig bemessenes Wohnzimmer im Stil der 70er-Jahre (Ausstattung: Thurid Goertz), und schon bevor der Abend begonnen hat, weibelt die namenlose Icherzählerin Doris Strütt beschwingt, freundlich und zur Teilnahme auffordernd durchs Publikum. Die Stimmung ist entgegen des Themas gelöst, ja nachgerade herzlich (Regie: Johanna Zielsinki, Dramaturgie: Zoé Kilchenmann). «Beim ersten Versuch» der Mutter hatte sie angefangen, eine Liste mit Lebenswertem zu erstellen, auf dass die Mutter von ihrer Schwermütigkeit genesen. Eine naive Idee, aber für eine Siebenjährige höchst geistesgegenwärtig. Einzelne Nummern sind auf Karteikärtchen geschrieben dem Publikum verteilt worden, das die Notizen auf Zurufen liest. Weil alle mit von der Partie sind, entsteht nie ein Gefühl der Blossstellung, wie das sonst bei Mitmachnummern vorkommt. Doris Strütt schafft es mit Leichtigkeit, das Publikum nicht nur im Schauspiel um den Finger zu wickeln und interessiert bei der Stange zu halten, sondern gleich den ganzen Raum glaubhaft zur Schutzzone umzufunktionieren, womit das Mittun zur Selbstverständlichkeit wird. «All das Schöne» ist neben der Liste vor allem die Lebensgeschichte dieser Frau. Ihr Verhältnis zum Vater, der seine Stimmungslagen via Platten kundtut und wie später selber von einer hartnäckigen Melancholie erfasst wird. Zur Liste entwickelt die Figur ein in den Zeitläuften sich veränderndes, stets ambivalentes Verhältnis. Dann geht sie komplett vergessen, um später im Leben ihre Funktion als Liebesbeweis nicht mehr gegenüber der Mutter, sondern gegenüber des Lieblingsmenschen erneut zu erfüllen. Zuletzt wird sie zum Mittel, mit dem sich die Figur in der eigenen Not wie eine Münchhausin an den eigenen Haaren aus dem Sumpf ziehen und wie ein passanter auch das Publikum beglücken kann. froh.

«All das Schöne», bis 7.10., Kellertheater, Winterthur.